

Allerlei

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **2 (1918)**

Heft 4-5

PDF erstellt am: **07.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Verständigung mit den welschen Miteidgenossen empfiehlt er auch die Einführung der lateinischen Schrift, während Dr. Stichelberger, wenigstens für den Druck, die deutsche Schrift mit ihren mannigfaltigen Formen erhalten sehen möchte.

Der anregende Abend wird gewiß allen Teilnehmern in lebendiger Erinnerung bleiben. (Berner Tagbl.)

Aus der Presse

Im Blätterwalde ist es ziemlich ruhig. Die Tessiner freuen sich — mit Recht und mit unserer freundeidgenössischen Mitfreude — über ihr italienisch erscheinendes Bundesamtsblatt. Da und dort wird unsere letzte Rundschau wohlwollend erwähnt, vorläufig erst in der deutschen Schweiz. Auch unser Volksbücher-Unternehmen wird gelobt, besonders in der Schweiz. Lehrerzeitung. Im St. Galler Tagblatt will ein Mitarbeiter eine alte, feinerzeit eingeschlafene Ueberlieferung des Blattes wieder aufnehmen, nämlich eine jährlich erscheinende Sammlung von Sprachsünden. Er tadelt im ersten derartigen Beitrag Ausdrücke wie: Miteidgenosse, Nebenfollege, die Betonung der Wörter derselbe, dieselbe usw. auf der ersten Silbe (eine sehr verbreitete Unsitte) und die Wendung, mit der die Aerzte anzuzeigen pflegen, daß sie „im Militärdienst abwesend“ seien. Daran knüpfte sich dann eine muntere Auseinandersetzung. Ein anderer „Freund“ der Sprache verteidigt Wörter wie Rückantwort als „Bereicherungen“, unser Mitglied Dettli führt ihn aber lauter ab.

Briefkasten.

J. M., K. „Er lot Ihne grüeze“. Dieser Gebrauch des Wem-an Stelle des Wenfalles ist in der Mundart so weit verbreitet, daß man das nicht als Fehler bezeichnen darf. Der Volksmund sagt nun einmal so. Vergleichen kommt in allen Mundarten vor, auch in reichsdeutschen. Wer z. B. sagt: Es nimmt ein Wunder, der spricht vielleicht gut st. gallerisch und vielleicht auch gut schriftdeutsch, aber zürichdeutsch heißt es halt einfach: Es nimmt eim Wunder. Das Schriftdeutsche selbst enthält eine Menge solcher Ausgleichungen zu gunsten der einen oder der andern Form, die ursprünglich einmal ebenso falsch waren wie jenes „Ihne“. In der Sprache, zumal in der Volkssprache, entscheidet über richtig und falsch schließlich eben doch der Sprachgebrauch, und der sagt in diesem Falle nun einmal Ihne statt Sie. Daß der „Fehler“ nicht oder nicht stärker in die Schriftsprache dieser Leute einzudringen vermocht hat, ist eigentlich verwunderlich und erfreulich, denn dort wäre es entschieden noch falsch.

Wissenschaftler oder Wissenschaftler? Das erste ist, wie Ihnen Ihr Sprachgefühl richtig sagt, entschieden vorzuziehen. Die Silbe ler empfinden wir, besonders in neuen Wörtern, als Ausdruck der Kleinheit und Verächtlichkeit; sie hat ursprünglich immer etwas Verkleinerndes gehabt; die eigentliche Ableitungssilbe hieß althochdeutsch *ari* (nicht *lari*) und ist dann regelmäßig abgeschwächt worden zu *er*. Wir fühlen denselben Unterschied zwischen Eisenbahner und Eisenbahnler; auch die Abstinenten wollen keine Abstinenzler oder Temperenzler sein.

Dagegen ist „gestanden sein“ eine geschichtlich berechnete süddeutsche (nicht nur schweizerische) Eigentümlichkeit. Im allgemeinen wird man ja zugunsten der Einheitlichkeit dem im Sprachleben heute führenden Norden folgen, aber in allen Fällen brauchen wir nicht mitzumachen, und da die Abwandlung mit „sein“ wie gesagt geschichtlich berechnigt ist, unserer Mundart entspricht und wir Schweizer damit ja nicht allein stehen, so könnten wir den doch fast aussichtslosen Kampf dagegen aufgeben. Wie bei stehen ist es natürlich bei sitzen und liegen.

Daß nur die deutsche oberste Heeresleitung „mustergültiges Deutsch“ schreibe, ist eine Meinung, die wir gnädig mit dem Fremdwort Kriegsspshose entschuldigen wollen.

W. B., R. Es freut uns, daß Sie so saubere Satzungen zustande gebracht haben mit Schrift- und Rechnungsführer, Rechnungsprüfern und sogar einem Vorsitziger, was schon besondern Mut verlangt. Eine Menge derartiger Kleinarbeit muß schließlich doch etwas ausmachen.

J. K., J. Sie haben recht, die Fußnote vom „praktischen Gebrauch“ (Sänner-Nummer) war sprachlich unüberlegt. Gemeint war das Gegenteil von dem, was man „theoretischen Gebrauch“ nennt, aber das ist eben nur ein anderer Unfuss, Theorie ist eben kein Gebrauch, wie Praxis immer Gebrauch ist. Es sollte natürlich heißen: im täglichen Gebrauch, in der Umgangssprache. Besten Dank! Aber wollen Sie nicht Mitglied werden?

Nach Wienberg. (Ihr Name ist leider nicht leserlich geschrieben, aber es war eben vor dem Schrift-Befehl des Generals!) Gewiß ist beiten (= warten) in unserm Idiotikon vermerkt, und zwar aus fast allen Kantonen. Freilich ist es als „veraltet“ bezeichnet, und dieses Verschwinden verläuft natürlich in den verschiedenen Gegenden verschieden rasch. In der Ostschweiz hört man es sozusagen nie mehr; aber Sie kennen vielleicht aus des Kuhns Kuhreihen „Der Ustig wott cho“ die Stelle: „Mir wei nit me beite, wei z'Alpe jez ga“. In einem Nidwaldner Kalender von 1899 sagt eine Obsthändlerin zu einer fremden Dame: „Beiten Sie nur, ich will gogen (Obst) reichen.“ Die Befehlsform „beit“ wird im Luzernischen und im obern Toggenburg drohend, anderswo spöttisch gebraucht, z. B. in Basel: „Beit bis anno Dubagg“. Der Zürcher Chronist Edlibach erzählt von der Schlacht bei Murten: „Etliche örter woltend angrifen und miner Herren [der Zürcher] nüt beiten“. Insbesondere heißt es: den Feind erwarten und ihn Stand halten, in der Rechtsprache: für Bezahlung Aufschub gewähren, stunden. Wer auf den Tag der Appenzeller Landsgemeinde aus Versehen jemand an eine Schuld mahnte, „der sol sinem schuldnere ein jar über den selben tag baiten“. (1409.) In Anshelms Berner Chronik wird berichtet, „daß man dem König (von Frankreich) nit allein der sölden und pensionen mueßt beiten, sondern alenthalb gelt usbürgen“. Beiten bedeutet schließlich soviel wie borgen. Eine sehr verbreitete Redensart muß früher gewesen sein: Lang gebeitet ist nit geschenkt (von Geldschulden und Strafen). Eine Zwischenmahzeit „in Erwartung einer andern“ heißt hüdnereisch ein Beibitz oder Beibizgeli; das dem Täufling von der Patin schon vor der Taufe geschenkte Hemdchen, gleichsam das Angeld auf das nach der Taufe „zu erwartende“ Patengeschenk hieß „Beithemeli“. — Neben dem einfachen beiten kommen auch ab-, er-, us-, ver- und zu-beiten vor; z. B. sagt man in Engelberg: Ich han-em lang abbeitet, aber ich han-en nid mögen erbeite“. Mit Blüdere (Blaudern) kann man in Luzern d'Jseban „verbeite“ (verpassen). „Der Herrgott ist en lange Beiter, aber en guete Zaler“ (Zürcher Unterland). In Wohlten heißt eine Aufwärterin Usbeiteri. — Seltener als das Zeitwort ist das Hauptwort Beit für Warten, Aufschub, Verzug; z. B. „Es ist kei Ogar i der Beit“ für „Zuwarten schadet nichts“ (Clarus). Insbesondere heißt „uf Beit nehmen“ auf Borg, „Dings“ nehmen, ohne Barzahlung, und „Einem Beit geben“: Stundung gewähren (Bern). Beit oder meistens Beitel heißt in den Kantonen Bern, Luzern und Graubünden ein Geschenk, das man scherzweise den Kindern vom Markte mitzubringen verspricht; z. B. sagt die Mutter im Beist (Schanfigg): „Ich chause-der es Nienewägeli und es Lang-Beiteli und es galbis Würdeli“. Im Alt- und im Mittelhochdeutschen (beitön und beiten) war das Wort allgemein verbreitet. — Der Briefkastenonkel beitet weiterer Fragen.

Allerlei.

Für wen? Man weiß nicht, soll man lachen oder schimpfen. Im Hornung veranstaltete der Lesezirkel Hottingen einen „Schweizerischen Volksliederabend“ mit schweizerdeutschen, französischen und italienischen Liedern und gab deren Wortlaut den Besuchern gedruckt in die Hand. Daß man dabei den Zürchern z. B. den einen oder andern berndeutschen Ausdruck in einer Anmerkung erklärte, war recht freundlich und vielleicht auch nötig, aber es wimmelt so stark von Fußnoten, daß man sich fragen muß: für wen wurden da diese schweizerischen Volkslieder eigentlich gesungen? Z. B. „Frisch fröhlich wend wir singen“: Anmerkung zu „wend“: wollen; zu „gfi“: gewesen, nimmten: nicht mehr, Atti: Vater, luege: schauen, duffe: draußen, Meitscheni: Mädchen usw. usw. Für wen? Für die Welschen und Tessiner von Zürich? Für die Reichsdeutschen und Oesterreicher? Oder für das „Zürich von heute“? Wo sind wir eigentlich noch daheim?